

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Führer. 1927-1944 1933**

257 (17.9.1933) Am badischen Herd

# Am badischen Herd

Unterhaltungsbeilage des „Führer“

## In alten Tagen am jungen Rhein

Das sind nur schon viele hundert Jahre her. Der stolze Albenstein, der junge Rhein, war noch nicht das zivilisierte Traatier harmloser Sonntagspaddler, auch wurden noch nicht da und dort an seinen Ufern Eis und Breseln feilschenden zur Erquickung malerisch gruppierten Badegäste. Nein, wirklich nicht! Wild und unbändig, vielmehr schäumend und tosend eilte seine Wasser durch die Einsamkeiten seiner Ufer, durch dunkle, mächtig hohe und unüberdringliche Wälder, durch faulig riechende Sümpfe und braune Moore, durch stille, weite Ebenen, die sich hinogen bis zur blauen Ferne der Berge. Noch hatte der Fluß seinen festen Lauf, sein gewohntes Bett; vielfach zerpalte, in zahllosen Krümmungen und Windungen, ein freier Wildstrom, suchte er sich seinen Weg, brang jedes Hindernis an, das ihm den Weg verlegte, benagte die Felsen und Berge, die ihn beengten und umschloß in verachtendem Stolz die mächtigen Sandbänke, mächtig und doch machtlos vor ihm, mit gewaltiger Armen. Und gepackt von der Luft nach der Ferne, von der großen Sehnsucht nach dem weiten, ewigen Meer führten sie alle, die großen und kleinen Arme, immer wieder freudig rauschend zurück zu ihren Geschwistern, den Wellen des Rheins. Und sie nicht allein: hoch von den dunklen Bergen und weißer, langsam und müde durch die Ebenen eilten die kleinsten Flüsse und Bäche, magisch gleichsam, teils in Furcht, teils in Liebe, angezogen von dem Großen und Starren.

Auch da, wo sich heute die Türme und Dächer Karlsruhes erheben, strömte einst in majestätischer Breite ein Nebenarm dahin und von den Bergen und Vorbergen des Schwarzwaldes eilten ihm murrend und plätschernd muntere Bäche und Flüsschen aus gewaltigen Wäldern, unüberdringlich, auf sumptigem Boden, dehnten sich auf seinem linken Ufer. Keines Menschen Fuß hatte sie je zu betreten gewagt, denn es lebte der Glaube, daß dort drinnen irgendwo die Heimat sei des Sturm und Gewitter bringenden Gottes. Ein wohlgegründeter Glaube! Denn hinter diesen Wäldern hervor schob sich nach heißen, sonnenhellen Tagen schwere, unheimlich dunkle Wolkenberge über das Land, und schon in manchen nichtigen Tagen, in manchen Gebirg war aus diesem nichtigen Schwarz ein ändernder Feuerstrahl gefahren, und die Flammen hatten alles in Trümmer und Asche gelegt. Darum lebten die Bewohner des rechten Ufers, — nur hier gab es einige menschliche Wohnstätten, — in banger Furcht und ehrfürchtvoller Scheu vor der Größe der Gottheit, deren Heimat jene Wälder waren.

Dieses rechte Ufer breitete sich als freundliches Hochgebirge weit hin, und an vielen Orten zeigte sich hier Spuren einer jungen Kultur. Hier wohnten in niedrigen Gebäuden, mehr als Holz, denn aus Stein erbaut, germanische Familien vom Stamme der Alemannen; lebten von Jagd und Fischfang und teilten sich in Wald und Weide. Jeder Hof war eine Rechtsgemeinschaft; der Familienvater,

oder sein nächster männlicher Blutsverwandter besaß über Leben und Tod die unumschränkte Oberherrlichkeit, ihre Frauen standen unter dauernder Vormundung, und ihre Söhne erkanteten eigenes, gleich unumschränktes Recht erst durch Schaffung und Besitz eigenen Grundes.

Weit verstreut in der Ebene lagen die Höfe; nur drei davon befanden sich über dem Ufer des Rheinarms, darunter aber einer von besonderer Größe, dessen wuchtige Umzäunung besonders auffiel. Zwei gewaltige Eichen standen auf den Seiten des niedrigen Holzhauses, das mit seinem großen Dach über den starken doppelten Holzzaun hervorragte.

Das schwere Tor war geschlossen, denn der Tag war hinter den fernem Bergen zur Ruhe gelangt. Länger und dunkler wurden die Schatten, aus den Wassern des Flusses stiegen die Nebel immer schwerer und dicker; lange schon und reich war das Tageslicht verdimmert. So konnte selbst das schärfste Auge den Mann nicht mehr bemerken, der langsam und unhörbar-nachlässig sich in einem Einbaum dem großen Gebirge zutreiben ließ. Als das Fahrzeug leise auf den Sand knirschte, ließ sich sein Besitzer lautlos in das Wasser gleiten und erklimmte beim Fuß einer Weide das Ufer. Hier bereitete er mit raschen Griffen den Einbaum dem großen Gebirge zutreiben ließ. Als das Fahrzeug leise auf den Sand knirschte, ließ sich sein Besitzer lautlos in das Wasser gleiten und erklimmte beim Fuß einer Weide das Ufer. Hier bereitete er mit raschen Griffen den Einbaum dem großen Gebirge zutreiben ließ.

Da stieg der Beobachter einen unterdrückten Laut aus, den Ruf des grauen Reiters, und schweigend sofort horchend still. Irrendwo vom Fluß herunter erklang heiser die Antwort. Da wiederholte der Mann an der Weide zweimal des Vogels Schrei. Und nach kurzer Zeit tauchte bei ihm aus dem Nebel eine Schar von Männern auf, mit Schleudern und Kurzspeeren bewaffnet, in der einen Hand ein kurzes Beil. Mit kurzen Handbewegungen erklärte der Späher; ohne weitere Befehle, ohne lautes Wort verschwanden die Männer geräuschlos. Der Anführer blieb und lauschte, das kurze Steineil in der Hand fand er unbeweglich. Einige Male erklang des Reiters Schrei, als er aber ganz nahe bei der Weide erklang, verstand die schwarze Gestalt.

Still und dunkel lag Fluß und Land, die Nebelschleier lasteten. Raun hie und da ein Pfäffchen oder Glucksen verrieten Nähe und Vorhandensein des Wassers. Einmal klang von fern drüber über dem Rhein verwehtes Geheul, — ein Wolf. Dann wieder Stille. Schon mußte die Mitte der Nacht überschritten sein. Ein frischer kühler Hauch hob sich vom Wasser her, vernehmlicher wurde das Murren der Wellen, die Nebelstrahlen begannen ihren gespenstlichen Reigen.

Da flog in hohem Bogen weit hin leuchtend ein Feuerbrand auf das Dach des doppelumzäunten Hauses. Wilder Kampfgeschrei scholl rauch aus vielen Männerleibern. Schon kämpften die Ersten im

Schein des aufflackernden Brandes an der Umzäunung. Neue Flammen loderten auf, Feuerbrände flogen auch nach den bewacherten beiden Höfen. Plötzlich ein fürchtbares Triumphgeschrei: in riesiger Höhe schlugen die Flammen aus dem Dache des großen Hofes, rissen große Rindenscheiben in die Höhe und erleuchteten, eine fürchtbare Fackel, weit hin die Nacht.

Aber immer noch ging das Ringen um die Eroberung, um die Verteidigung der Säune; nirgends war es bis jetzt den Angreifern gelungen, in den umfriedeten Raum einzudringen. Und stärkte auch der Brand des großen Hofes die Zuversicht der räuberischen Horde, so schwächte er doch auch ihre Vorsicht und Ordnung. Die Herren der Höhe aber, durch die Ueberraschung offenbar nicht geschlagen, kämpften um Haus und Herd! Und das heißt, daß sie sich bis aufs Letzte hingaben! Denn es ist ein anderes, mit klübnem Mut anzugreifen, aber sein eigenes Leben zu verteidigen, ein anderes aber, für Weib und Kind, für Haus und Herd, für eine heiß erarbeitete und doppelt lieb gewonnene Heimat zu kämpfen! Und es blieb nicht nur beim Verhissen-säben, hartnäckigen Kampfe der Männer und Knechte, ja der jungen Buben: selbst die Frauen und Mägde reichten sich unter die Schar der Verteidiger, bereit, mit der Hingabe ihres Lebens Freiheit und Ehre des Hofes zu behaupten! Und furchtbar wüteten unter den Angreifern die Hunde der Hofleute, Tiere wie Kühe so groß und ungebauer stark und scharf. Sie verbißten sich in die Kehlen der Brandstifter, zerrissen sie und stürzten in wildem Blutrausch auf neue Opfer. Der Lärm des Kampfes ging über in das furchtbare Schreien der Verwundeten und Sterbenden. Und plötzlich, — es war nicht so, daß der Kampf langsam nachließ, — plötzlich und panikartig flüchteten die Angreifer. Schnell, wie sie aus der Nacht gekommen waren, verschwand sie wieder im Dunkel; ihre Toten ließen sie zurück.

Der heraufdämmernde Tag beleuchtete die Spuren des nächtlichen Kampfes. Das Gebäude des großen Hofes lag in Schutt und Asche. Die Umzäunungen aller drei Höfe waren an vielen Stellen schwer beschädigt. An hundert Mann, Freund und Feind, lagen tot im Feld, zertritten und zerstampft waren Gras und Blumen, und vom roten Blut war manches Blatt gefärbt. Aber die Herren der Höhe hatten weit weniger Opfer zu beklagen, als die Angreifer. Und nun im Licht des mahnenden Tages erkannten sie auch ihre Feinde. Es waren Angehörige eines fremden Stammes, der weit oben am Risse lag, und immer wieder verlor, sich durch einen fernen Ueberfall in den Besitz der blühenden Kulturen in der Ebene hinunter zu legen. Aus über diesem Grunde aber hielten die Besitzer dieses Bodens, der ihnen alles war und gab, und für den sie so viel Schweiss und Blut opferten, scharf und gute Wacht; denn nur so konnten sie hartnäckig und sah das Land verteidigen, das die Zukunft ihrer Kinder war, das Land, das sie von den Vätern als heiliges Erbe übernommen hatten! Und sie vergaßen es nicht, daß sie freie und stolze Erbsen waren vom Stamme der Alemannen!

Den nun folgenden Tag herrschte auf den Höhen reges Leben. Die toten Feinde wurden zusammengetragen und auf einem Scheiterhaufen verbrannt, die Asche warf man in die Fluten des Rheins. Den gefallenen Freunden aber wurde im lichten Wald ein Grab aus schweren, großen Steinen errichtet, in dem sie zusammen mit den eigenen und erbeuteten Waffen zur Ruhe gelegt wurden.

Am den Gebäuden wurden die Schäden von den Männern ausbessert, und in wenigen Wochen erstand an der Stelle des niedergebrannten Hofes ein neuer Bau. Und als man den Pferdegeschlößel an den Türschloßern schlug, als froh und feierlich der Weibereigen getanzt wurde, da trat der Herr des Hofes in die Mitte seiner Familie, seiner Knechte und Mägde; und die Hände erhebend gegen Oster sprach er: „O Wote! Gewaltigster Gott! Schau auf mich und höre mein Wort! Sei bei uns! Leit' uns im Kampfe zum Sieg! Nimm uns im Tod nach Walball! Und immer erhalte Du unsern Kindern“

Die Heimat am Rhein! R. G.

## Der rumänische Bauer im Glück

Wieder einmal ist die Wirklichkeit erkundlicher gewesen als die dichterische Phantasie: Eines schönen Tages überschritt Ilio Bescu, ein braver rumänischer Bauer, in Begleitung seiner jungen Tochter die Schwelle seines Hauses, um den verdienten Feierabend zu genießen. Er wurde seltsam begrüßt, denn vier Fremde stürzten sich auf ihn, schlugen ihn zu Boden und festelten ihn. Dann erklärten sie ihm freundlich, sie hätten schon Ilios Frau und seine beiden Söhne unerschöpflich gemacht und hofften nun, bei ihm Geld zu finden, das sie im Hause vergeblich gesucht hätten. Leider wurden sie enttäuscht, da der Bauer nur einige Scheidemünzen bei sich führte. Während schleifte nun die Räuberhand den Mann und seine beiden Söhne in die Scheune, sog den Dreien Stricke unter den Armen durch und hängte alle Drei an einem Balken auf. Fluchend verließen die Verbrecher das Haus, nachdem sie den frommen Wunsch ausgesprochen hatten, es möchte niemand an dem einsamen Geböll vorbeikommen, solange die Drei noch lebten. Tatsächlich schien es auch so, als sollte es so kommen. Trotz aller Bemühungen konnten Ilio und seine Söhne sich nicht freimachen. Dann aber geschah etwas Unerwartetes: Der Balken, an dem die Männer hingen, brach plötzlich unter ihrem Gewicht und infolge ihrer gemeinsamen Anstrengungen durch, und die Drei landeten unversehrt auf dem Boden. Gleichzeitig erasch sich über die ein wenig Benommenen ein wahrer Goldregen. Als sich die Männer von ihrem Erstaunen ein wenig erholt hatten, stellten sie fest, daß der Balken ausgehöhlt und allem Anschein nach vom früheren Besitzer, einem als Geizhals verschrienen Onkel Ilios, zum Verfertigen für seine in Friebsseiten gebalmerten Goldmünzen erforsen worden war.

## Es spukt im Seehaus

Ein weiterer Roman von Marianne Ziegler

(22. Fortsetzung.)

Frau Hollwed fühlte einen kleinen, aber schmerzhaften Stich im Herzen. Was half da ihr ganzes Bemühen? Jugend, glückliche Jugend! Sie brauchte nur zu erscheinen und hatte schon gesagt... Wie weit lag für sie selbst die glückliche Zeit dieser mühelosen Trümpfe zurück! Graue Jahre des Alttags, der Sorge trennten das Heute von jener freundlichen Vergangenheit ab, an die sie kaum mehr dachte. Ihre früheren Mädchenjahre: bewundernde Blicke grüßten, wo sie erschien, Herzen flogen ihr zu, ehrgeizige Träume von Bühnenerfolgen lockten in der Ferne... und dann war Martin gekommen, ihr Martin, der da drüben im Weidengang stand — und sie hatte keinen anderen Gedanken mehr gekannt, als an seiner Seite durchs Leben zu gehen, ihm eine aufopfernde Gattin, seinen Kindern eine treue Mutter zu sein.

Als ja! ...  
Leise entfernte sie sich von der hell beleuchteten Veranda. Nur einmal wandte sie verstoßen den Kopf zurück und stellte fest, daß Gutrone und Mädelius ganz munter miteinander schwatzten. Dann stahl sie sich allein ins Dunkel des Gartens hinaus.

Schabe um die schöne Sommernacht dachte sie wehmütig; aber alsbald raffte sie sich mit einem energischen Ruck zusammen und schüttelte den Kopf, daß die braunen Fäden, in die sich noch kein graues Fädchen mischte, ihr um Augen und Ohren flogen. Wie, auf ihr eigenes Kind eifersüchtig? Das hatte sie mit ihren 37 Jahren gottlob nicht

notig. Und außerdem dachte das Mädel ja an nichts als an ihren Kurt...

Auf dem eingeschlagenen Opferweg fortschreitend, beschloß Frau Hollwed, sich einmal noch Fräulein Feldmeier umzusehen und mit ihr ein freundliches Gespräch zu führen. Aber selbst die Genugtuung dieses guten Werkes blieb ihr verweigert. Die graue Bekleidtheit war schon verächtlich; hinter ihrem Fenster schimmerte Licht. Sie ging also bereits zu Bette.

Frau Hollwed, die reichlich müde war und sich überflüssig vorkam, beschloß ein Gleiches zu tun.

Es gab viel lebhaftes Händelschütteln, als Herr und Frau Reichenbach dem Postauto entstiegen und von der an der Straße wartenden Familie Hollwed empfangen worden waren. Alle redeten zu gleicher Zeit, um ja keinen Zweifel an ihrer Herzlichkeit aufkommen zu lassen. Gutrone, die sich in dunkelroter Verlegenheit aufs vorteilhafteste präzentierte, wurde von Schwiegermutter und Schwiegervater zärtlich umarmt, dann schickte sich nach kurzer, aber zufriedentstellender Musterung der Letztere an, die gleiche Zeremonie mit Frau Hollwed zu wiederholen. Kein Mariechen versuchte ihn heimlich am Rockhöf zurückzuhalten, aber es war schon zu spät. Außerdem verlegte ihr ihm gleichen Augenblick der Brautvater einen resoluten Schmay auf die gerundete Wange, und somit entfiel ihr Recht auf Einspruch. Als Höf auch sie den bereitgehaltenen guten Willen überströmen auf alles, was sie im ersten Augenblick zu sehen bekam. Das Seehaus zeigte sich an dem schönen Nachmittage von seiner günstigsten Seite.

Für Menschen, die nicht nur aus Maieraugen sahen, hatte es ja seine kleinen Mängel in Gestalt von abströhlendem Verputz, durchlöcherter Dachrinnen, schlecht schließenden Fenstern und Türen — aber wer hätte jetzt darauf geachtet, wo ein leichter östlicher Wind den blauen Seespiegel kräufelte und Wasser und Felder liebte, während über dem ansteigenden Wald gegen Mittag die Felsenwände wie glühende Schüsseln in den Himmel ragten? Die Gäste sparten nicht mit Ausrufen des Entzückens über die ihnen noch unbekannte Gebirgslandschaft und sogar über die beiden Manjardensimmer, die in der Tat mit großem Geschick eingerichtet waren und einen sehr freundlichen und wohllichen Eindruck machten. „Reizend, ganz reizend!“ lobte Frau Mariechen und jank, da sie von den zwei Treppen etwas außer Puste war, auf das ädende Sofa. Aengstlich beobachteten die Gastgeber den Vorgang, aber es lief alles gut ab, nur daß unter der buntdruckten Decke, die sich verschob, der stark verwiterte Urzustand des Möbels offenbar wurde. Gutrone war schon, hilfsbereit wie immer, baronsgangig, hinter dem Vorhang, der die Ecke zum Kleiderschrank wandelte, Jacken und Mäntel auszubängen. Martin stellte, von Ginas kummen, aber berebten Bilden begleitet, die beiden Handlöffel auf die haltbarsten Stühle.

„Ich hoffe, Ihr seid gut gereist“, erkundigte sich Frau Hollwed, zum ersten Male das eben verabredete Du anwendend.

„Vorzüglich, vorzüglich!“ antwortete in bester Laune Vater Reichenbach, ein frisch aussehender angeberner Pünzlager, vom dem Kurt die stattliche Gestalt geerdet haben mochte.

„Ein dükken beß und ons, besonders im Postwagen!“ flügte leuchtend Frau Mariechen bei. „Und dann hätten wir noch beinahe einen Unfall gehabt; ich bin so erschrocken.“

Teufelnehmend erkundigte man sich. Ein jugendlicher Radfahrer, vom Postwagen einabst, hatte sich die Treckheit geleistet und war, statt auszu-

weichen, einfach im Jäckel vor demselben hergefahren, nicht ohne den schimpfenden Fikret durch allerhand unverschämte Zurufe und Grimassen zu verhöhnen. Schließlich war dieser bei einem Versuch, ihn dennoch zu überholen, mit dem Hinterrad in den Strakenaraben geraten, der Wagen hatte sich bedrohlich geneigt, ein gefüllter Rucksack war aus dem Gedächtnis einem Fahrgast auf den Kopf gefallen, alles war in Aufregung geraten, der fremde Junge aber auf seinem Fahrrad hatte lehrtauglich und war mit lang herausgestreckter Zunge an dem verblüfften Chauffeur vorbei und seine Straße zurückgefahren. „Ja, viele Bauernkummel!“ jagte Hollwed entsetzt.

„Es war kein Bauernjunge, er trug eine Art Pfadfinderkleidung“, stellte Reichenbach fest. „Sollte ein enorm frecher Rader, der mit seinem Rad umgeben kann wie ein Zirkuskünstler. Aber Prügel hätte ihm gehört dafür, daß er die Straße so gefährdet. Na, egal, meiner ist ja nicht.“

„Wenn Ihr es euch bequem gemacht habt, so kommt bitte nach unten zum Tee. Ihr werdet hungrig und durstig sein“, forderte nur Gina die Gäste auf und zog sich dann mit Mann und Tochter zurück, da alle weitere Hilfe dankend abgelehnt wurde.

Als die Tür sich hinter ihnen geschlossen, richtete die rundliche kleine Frau Reichenbach ein paar angstvolle hellblaue Augen auf ihren Eheberrn. „Nun, Konrad, was sagst du?“

Der trauerte eben mit dem Kopf wieder aus der Waschküchle auf und rückte vor Behagen über die Abkühlung. „Was ich sage? Nichts. Es ist ja alles in Ordnung, soviel ich sehen kann. Viele Hollweds scheinen mir recht angenehme Leute zu sein, und das Mädel, Kurt hat nicht übertrieben, ist wirklich reizend.“

„Gott sei Dank“, seufzte Mariechen. „Ich hatte solche Angst. Eine Künstlerwerkstatt — wie soll das zu uns passen?“

(Fortsetzung folgt.)

